

Aus einem Tipplertagebuch

**Der sudetendeutsche Sozialdemokrat Heinrich
Müller jun. wandert durch das faschistische Italien**

Schriftenreihe der Seliger-Gemeinde

Vorwort

Italien – Sehnsuchtsland. Seit Jahrhunderten ist das Land südlich der Alpen ein Sehnsuchtsort, ein Ort, auf den das Fernweh abzielte. Reisen nach Italien waren zunächst nur den höheren sozialen Schichten vorbehalten. Dies galt auch für Österreich-Ungarn. Nach dem Ersten Weltkrieg änderte sich dies. Die Arbeitsgesetzgebung der Tschechoslowakei sah nun einen Anspruch auf Urlaub für alle Beschäftigten vor. Darüber hinaus hatte sich eine Schicht von Facharbeitern herausgebildet, die über bessere Finanzmittel verfügten und denen so eine Reise nach Italien möglich wurde. Reiseziel war wie zu österreichisch-ungarischen Zeiten die Adria im heutigen Slowenien und Kroatien.

Dass so nun auch Angehörige der Arbeiterschaft in den Süden in Urlaub führen, rief zu Beginn der 1920er Jahre die Sozialdemokratie auf den Plan. Allzusehr fürchtete man den Einfluss kommerzieller Reiseanbieter. Aus diesem Grund entstand auf Initiative der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei die sogenannte Urlaubsreisenorganisation in Bodenbach (Podmokly). Die URO bot Reisen nach Deutschland, Skandinavien und innerhalb der Tschechoslowakei an. Zum Hauptreiseziel wurde aber Italien. Sie führte zum Beispiel Schiffsreisen durch. Zum Hauptgeschäft wurden aber Pauschalreisen nach Abbazia an die östliche Adria. Deutsche Sozialdemokraten aus der Tschechoslowakei reisten so nach Italien, in ein Land, das sie eigentlich aufgrund des herrschenden Faschismus ablehnten und tatsächlich gab es diesen Widerspruch zwischen deutlichen Stellungnahmen gegen den Faschismus, regelmäßigen Erinnerungsfeiern an Giacomo Matteotti und den Reisen nach Abbazia, zu denen es Berichte gibt, die unreflektiert, von Sonne, Landschaft und Wein schwärmen und die Politik komplett ausblenden. Eine im Gegensatz hierzu gänzlich authentische Perspektive bietet das Reisetagebuch des Aussiger Sozialdemokraten Heinrich Müller, das nach 1928 in verschiedenen Zeitungen in Ausschnitten abgedruckt wurde. Bei diesem Heinrich Müller handelte es sich

allerdings nicht um den Senator der DSAP und führenden Funktionär des Arbeiter- Turn- und Sportverbandes, sondern um seinen Sohn. Dieser, 1904 geboren, unternahm in den 1920er Jahren mit einigen Freunden eine Rucksackreise quer durch Italien. Auf Heinrich Müller jun. sollte dabei noch eine viel weitere Reise warten. Mit seinen Eltern emigrierte er nach dem Münchener Abkommen nach Großbritannien, wo sein Vater 1943 starb. Seine Mutter Henriette gehörte 1951 in der Bundesrepublik zu den Gründungsmitgliedern der Seliger-Gemeinde. Er selbst ging noch während des Krieges nach Neuseeland und bildete hier den Dreh- und Angelpunkt der kleinen Gruppe sudetendeutscher Sozialdemokraten am anderen Ende der Welt. Noch Jahrzehnte nach dem Krieg stand er in ständigem Kontakt mit der Seliger-Gemeinde und besuchte einige ihrer Großveranstaltungen. Danach verliert sich leider seine Spur. Sterbedatum und -ort sind nicht bekannt.

Thomas Oellermann

Freiheit, Teplitz 18.8.1928

Aus einem Tipplertagebuch

Einige Tage streiften wir in Rom umher, nährten uns vom Mittagstisch diverser Klöster. Doch eines Tages kam das Bombenattentat auf Mussolini und es wurde uns der Boden unter den Füßen heiß. Wir hingen unsere Rucksäcke um und tippelten neben einem der vielen, malerischen Weinkarren hinaus auf die Via appia, gen Neapel.

Beim Grabmal der Mettella machten wir Mittagsrast. Noch einmal sahen wir zurück auf die Kuppeln Roms. Drüben spannten sich die Riesenbogen der Aqua Claudia über die Campagna und im Süden stiegen die Albaner- und Sabinerberge empor.

Tags darauf kamen wir nach Albano und Genzano, badeten im wunderschönen Remisee, am dritten Tage aber stiegen wir herab von den Bergen in die endlos scheinende Ebene der pontinischen Sümpfe. Überall Schilf und Rohr, gelbfarbig von den sengenden Sonnenstrahlen. Die Luft stickig heiß, eine unheimliche Stille. Auf der weißen Straße lagen Schlangen und sonnten sich in der Glut. Hunderte von Eidechsen flüchteten vor uns in ihren Löcher am Straßenrand. Lautlos träge wälzte sich ein Fluss neben der Straße. Mit großem Geplätscher sprangen Scharen handgroßer Frösche in das Giftwasser und als wir einmal näher an der Wasser traten, glitt der eklige, schwarzglänzende Leib einer großen Sumpfschlange durch das Schilf. Wo Lehm oder Sand ist, dort krabbelt allerlei Sumpfgetier herum, und ehe wir unseren brennenden Durst löschen konnten, mussten wir das ganze Gewürm verjagen. Höchstens alle 8 bis 10 Kilometer trafen wir auf menschliche Behausung und die waren meist verlassen. Einmal kamen wir auf eine Malariastation. Der Arzt warnte uns vor dem Genuss des

Wassers, aber tags darauf, als die Mittagsglut unsere Kehlen ausgedorrt hatte, dass wir nicht imstande waren, ein Wort zu sprechen, da stürmten wir, ohne an der Fieber zu denken, an die nächste Sandbank und tranken gierig das warme Sumpfwasser. Nach drei Tagesmärschen hatten wir die öde Sumpflandschaft hinter uns. In Terracina kamen wir an das Meer.

Eines Abends leuchteten auf einem Berge die Lichter einer Stadt, es war Monte San Piaggio. Der Aufstieg in der Finsternis auf dem steinübersäten, mit hohen Kakteen gesäumten Wege war furchtbar. Als er uns zu steil wurde, warteten wir auf einige Tragtiere, deren Treiber schon weit voraus waren, hielten uns an den langen Schwänzen an und ließen uns so eine halbe Stunde lang bis zur Stadt hinauf ziehen. In dem Gebirgsnest mit seinen elenden Häusern, mit dem Straßenpflaster, gegen das eine frischgeschotterte Straße sich wie ein Asphaltweg ausnehmen würde, fühlten wir uns wie in einem Raubnest von Abruzzenräubern. Schleunigst suchten wir die Carabinieristation auf. Der Kommandant war gar nicht zu Haus, dafür fanden wir ihn in der nächsten Kneipe, wo er dienstlich einen Liter Wein nach dem anderen in seine Römerkehle schüttete. Er war in Geberlaune, bezahlte uns Wein und Abendessen; dann nahmen wir unsere Instrumente zur Hand, was zur Folge hatte, dass binnen wenigen Minuten die gesamte Einwohnerschaft zur Stelle war und uns fleißig begaffte. Ab und zu nahm der Herr Marschall einen Stecken und trieb die ganze Bande davon. Dann erzählte er uns, dass er Geldsammler sei und fragte, ob wir ihm tschechisches Geld für italienisches umtauschen möchten. So drückten wir denn den Kurs der Lira so tief herab, dass darob an sämtlichen italienischen Börsen eine Panik ausgebrochen wäre.

Frühmorgens, als noch der Tau auf den Orangenbäumen lag, machten wir uns aus dem Stande und bevor der Gendarmeriehauptling seinen Mordsrausch ausgeschlafen hatte, lag das dreckige Nest weit hinter uns. Drei Tage später zogen wir auf einem Melonenkarren in Neapel ein.

Weit zogen sich die Häuser hin, bis zum Posillipp, bis Castellamare. Aus dem Krater des Vesuvs stieg eine Dampf Wolke hoch empor und zog sich in einem langen Streifen gegen Westen. Weit drüben leuchteten aus dem Grün der Steilküste die Villen von Sorrenz und aus dem Meer ragten die Felsen von Capri. Aber was das Panorama von Neapel an Schönheiten hat, das birgt ein Labyrinth enger Gässchen an Elend und Schmutz in sich.

Eine Stunde rannten wir durch die Gassen und standen endlich dort, wo der abgebrannte Tippler immer zuerst hingeht, wenn er in eine Stadt kommt – vor dem Konsulat unseres Landes.

Wir läuteten eine Viertelstunde lang, man öffnete, gab uns wortlos einen Federhalter in die Hand, dazu ein Stück Papier, worauf wir unsere Unterschrift gaben. Hierauf klirrten die Tresorschlüssel und der Konsul reichte uns 20 Lire mit der Miene, als hätte er und außerdem noch sehr viel zu sagen. Da wir aber die Konsulatsratschläge schon von Mailand und Genua her kannten, dankten wir freundlichst, rutschten mangels eines Aufzuges über sechs Stiegegeländer und ehe der Portier Zeit zum Fluchen hatte, waren wir längst auf der Straße.

Im Umherstreifen fanden wir noch zwei deutsche Jugendgenossen. Den Karl aus Bremen und Kurt aus Karlsruhe. Der von der Wasserkante war ehrlich entrüstet über die neapolitanische Schweinerei. Kurt konnte nicht glauben, dass die Neapolitaner die Reinlichkeit so verabscheuen, wie die Camorra die Polizei, bis ihn eines Tages der aus einem zweiten Stockwerk niedergehende Inhalt eines Nachtgeschirrs davon überzeugte.

Besonders über eine Obsthändlerin ärgerte sich unser Kurt jeden Morgen. Die Alte war aber auch wirklich unausstehlich. Um jeden Soldo handelte sie eine Viertelstunde. In der Annahme, dass die speckige Matrone und ohnehin betrogen hatte, steckten wir jeder zwei der schönsten Äpfel ein, worauf die Alte ein Mordsgeheul aanstimmte. Aber eines Tages rief sie nach der Polizei und wir

mussten türmen. Kurt konnte sich nicht enthalten, ihr dabei ein gewisses Zitat aus Götz von Berlichingen an den Kopf zu schleudern.

Urwüchsiges Leben herrscht in den Straßen mit den hohen Häuserreihen. Wäsche von zweifelhaftem Weiß hängt über die Gassen gespannt und oft ist es, als regnete es bei stechendem Sonnenschein. Obst gibt es an jeder Haustüre und unablässig tropft es von oben herab auf die Früchte, was den Appetit dafür nicht gerade erhöht. Über balgende Jungs stolpert man, Korallenhändler schwenken einem unaufhörlich ihre roten Ketten vor der Nase herum und wo ein Plätzchen frei ist, dort sonnen sich die Lazzaroni. Allerhand Seegetier von schlüpfriger Beschaffenheit verkauft man auf den Plätzen. Vor den Türen saßen keifende Weiber. Die eine suchte eben ihrem Liebling gewisse Insekten vom Wuschelkopfe und warf sie in weitem Bogen weg, dass sie in den Fellen der herumliegenden Ziegen und Hunde ihr weiteres Dasein fristen konnten. Eine andere nahm eben ihren Säugling von der Brust und küsste ihn dann voll heißer Zärtlichkeit auf jeden Körperteil, unter den die deutsche Mutter in gewissen Momenten einige Windeln legt.

Das laute Straßenleben machte uns oft ganz verwirrt. Ab und zu mussten wir uns umdrehen, um eine Bande schwieriger Rangen zu vertreiben, die sich handgreiflich für den Inhalt unserer Rucksacktaschen interessierten. Umherziehende Obsthändler mit ihren schwerbepackten Eseln ließen überall ihre langgezogenen, unverständlichen Rufe hören; dann kam wohl hie und da aus einem Fenster ein Körbchen heruntergeschwebt, in welches der Händler das Gewünschte legte.

Um die Mittagszeit rennen einen unzählige Zeitungsjungen fast über den Haufen. Dann wird der Geschrei ohrenbetäubend, denn ein jeder von den Jungen hat seinen eigenen Ausruf. Zu Dutzenden hängen sie an den Straßenbahnwagen und keinem Wachmann würde es einfallen, die blinden Passagiere zu vertreiben.

In den Hauptstraßen sieht man die unförmigen Ochsenkarren. Schwer beladen kommen sie auf tagelangen Fahrten aus den fernen Abruzzen, aus den Sabiner- und Albanerbergen oder aus dem öden Calabrien, um Kastanien, Johannisbort, Tomaten und Paprikaschoten, Rohr aus den Sümpfen oder ungeheure Mengen Holzkohle in die Hafenstadt zu bringen.

Wohl eines der traurigsten Kapitel Neapels ist jenes der vielen elternlosen Kinder. Betten ist ihnen Bedürfnis, allenthalben sieht man die Jugend mit Zigarettenstummeln im Mund, und es ist etwas Selbstverständliches, sich von Erwachsenen Feuer geben zu lassen. Der Schrei nach „Soldi“ tönt in Neapel überall, Tag und Nacht. Die Bettler an den Kirchentüren stimmen das Lied an, Droschkenkutscher, Obsthändler, Fremdenführer und Portiers, Krüppel und Dirnen, ja sogar die Soldaten fallen in den traurigen Sang ein. Aber der Schrei der Kinder, ganz gleich, von welchen Gesten es begleitet ist, er geht dem Proletarierwanderer aus dem Norden zu Herzen. Jungen und Mädels, sie sind die Ausgestoßenen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Abends hocken sie in den Nischen, die sie seit Jahren als ihr Bett betrachten. Die Arme und die Knie geschlagen, den Kopf darauf gelegt, das ist der Schlummer der Elternlosen.

Oft gehen sie mit einem alten Musikanten, um unter den Fenstern ihr Liedlein ertönen zu lassen. Prächtige Stimmen haben die Kleinen oft. Eines Abends aßen wir im Hafenviertel vor einer Makkaroniküche. Es war an einer Kreuzung jener schmalen Gassen. Zwei Kastanienröster standen sich an den Ecken gegenüber. Einer von ihnen hatte sich einen etwa zehn Jahre alten Straßenjunger als Sänger engagiert. Noch nie zuvor hörte ich eine so reine, mit einem wohlklingenden Tremolo verzierte Kinderstimme. Wir lauschten gespannt, die Passanten blieben stehen, und der Mann mit den Kastanien machte gute Geschäfte. Aber der erbitterten Konkurrenz auf der anderen Seite wurde die Sache zu dumm. Er nahm eine brühheiße Kastanie, warf sie dem kleinen Tenor an den Kopf, und wir konnten nicht so schnell lachen, als der Kleine heulend verschwunden war.

Singen scheint ihnen überhaupt eine große Freude zu bereiten. Oft klingt in den einsamen Gässchen noch in später Nacht ein sehnsüchtiges Lied, inzwischen lauschen andere, um aus dem Stegreif mit heller Stimme zu antworten, bis ihnen in ihrem Schlafwinkel die Augen zugefallen sind. Stehlen tun sie allenthalben; sind es nicht ihre, ins Spiel vertieften Kumpane, so sind es eben die dummen Fremden, denen sie das Geld buchstäblich zwischen den Fingern hindurch stehlen.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl ist bei diesen Kindern stärker ausgeprägt als bei anderen. Wenn sie auch manchmal Spottgesänge auf ihre Schicksalsgenossen loslassen oder sich in wilden Prügeleien bekämpfen, so sitzen sie einige Minuten später bei dem Moraspiel, als wäre nicht das Geringste vorgefallen. Dabei geht es oft recht heiß her und nur der, welcher den Süden kennt, weiß, dass es sich bei dem fürchterlichen Geschrei nicht um einen Mord, sondern um ein harmloses Spiel handelt.

Zum Lernen zwingt sie niemand, und es fiel ihnen auch gar nicht ein, ihre kostbare Freiheit mit dem Schulzimmer zu vertauschen. Nahrung finden sie überall. Was an Speiseresten nicht gerade auf der Straßen liegt, das stehlen sie sich. Besitzen sie einige Soldi, dann kaufen sie sich in einer Garküche die langersehnte Makkaronimahlzeit und freuen sich über den Luxus, von einem Teller speisen zu können. So betteln, stehlen und singen sich die Ragazzi durchs Leben, meist lustig, oft traurig betrachtet und ausgestoßen von ihren Mitmenschen, bis sie einst als alte Bettler zerlumpt vor der Kirchentüre stehen.

Einige Tage trieben wir uns unter den Armen herum, sprachen und fühlten mit ihnen. Wenn der Mittag kam, ließen wir uns bei einem Makkaronikoch nieder. Der gute Mann war in der Zubereitung seiner Speisen nicht sondern appetitlich. Wenn er aus den Kisten die Teig Röhrchen in den dampfenden Kessel schüttete, da rutschten wohl öfters Stricke und Nägel, Zigarettenstummel und Überreste

verlassender Mäusenester mit hinein. Auf dem Fußboden lagen feuchte, schmutzige Sägespäne und die Tischtücher waren blutbeschmutzt, wie das Gewissen Mussolinis. Unter den Tischen trieb eine Mute von Hunden und Katzen ihr Unwesen. Wenn uns nicht die Flohköter zwischen den Beinen herumkrochen, so sorgten die Katzen dafür, dass bei ihrem Diner unter dem Tisch die Ratten- und Mäuseknochen krachten, um in uns die Bewunderung ihrer Nützlichkeit zu erwecken.

Eines Mittags beschlossen wir, den Vesuv zu besteigen. Wir berechneten, dass wir bei sofortigen Aufbruch gemächlich gegen 1 Uhr nachts auf dem Gipfel ankommen würden. Bis gegen Abend wanderten wir durch die Vorstädte, sahen überall viel Neues, und als wir den Lavastrom von 1885 überschritten hatten, ging der Tag zur Neige. Die Sonne sank hinter Ischia und übergieß das Meer mit flammendem Rot. Es war schon Nacht, als wir bei einem einsamen Gasthause ankamen, dessen Besitzer uns unterwegs keine Führerverdienste angeboten hatte. Er kredenzte uns schweren Vesuvwein und wir gerieten in heiterste Laune.

Plötzlich erscholl unter uns am Berghang ein deutsches Lied. Es waren drei junge Wiener auf der Walze. Wir stiegen bis zum Observatorium, trafen hier auf das Küchenpersonal des nahen Vesuvhotels, und nun ging erst der Trubel los. Im Wartesaal der Vesuvbahn ließen wir uns nieder. Ab und zu blickte der Herr Stationsvorstand verstohlen zum Fenster herein. Der feurige Wein tat seine Wirkung; wir packten unsere Instrumente aus, die Wiener sangen, und bald glich der Wartesaal einer Grinzinger Heurigen-Schänke. Eine Stunde nach Mitternacht begann der weitere Aufstieg. Von der unteren Seilbahnstation war es noch ein gutes Stück Arbeit. Den unverschämten Führern gaben wir 15 Lire, und dann ging uns mit einer Laterne voran.

Nun sahen wir schon den Feuerschein aus dem Krater leuchten; das unterirdische Donnern wurde immer stärker. Um halb 3 Uhr nachts kamen wir am alten Kraterrand an. Tief unten säumte ein Kranz abertausender Lichter den Golf von Neapel. In dieser Nacht war ein neues Kraterloch entstanden, so dass wir den Anblick kleinen Ausbruchs genießen konnten. Es fauchte und spuckte aus dem Krater, schwere, glühende Schieferstücke flogen in hohem Bogen in die Luft und fielen wie ein feuriger Sprühregen in die Asche des Kegels. Aus dem feurigen Schlunde blies der Vulkan riesige Dampf Wolken, die von der Glut im Innern des Berges hell erleuchtet waren, so dass wir einander erkennen konnten. Wir kletterten in den alten Krater hinab. Der Abstieg war gefährlich. Aus den vielen Erdspalten stiegen heiße, gelbe Schwefeldämpfe auf und nicht weit von uns fielen die glühenden Steine, die der Feuerberg in die Luft schleuderte, nieder. Als wir nach einer Stunde wieder oben ankamen, stieg der neue Tag über das wilde Appenninengebirge herauf. Tiefblau breitete sich das Meer in der Morgenfrische aus. Ein Ozeandampfer fuhr langsam in den Golf ein und ließ zwei lange Streifen hinter sich.

Hier oben zeigt sich die Natur in ihren schärfsten Kontrasten. Man schaut hinaus in den Glanz der Meeresferne, auf die Städte, die sich an der Küste hinziehen, auf die fruchtbaren Weinberge und Orangerhaine, alles ein Bild ewigfarbiger Schönheit. Aber dreht man sich um, schaut man in den Feuerschlund des Vulkanes, der in ungeahnten Augenblicken seine Lavaströme verheerend durch die Dörfer fließen lässt, mit seinem Aschenregen den Tag zur Nacht erwandelt und alles blühende Leben vernichtet.

Um 7 Uhr morgens stiegen wir durch das Lavagestein über große Aschenhalten hinab nach dem verschütteten Pompeji. Inmitten von Zeugen antiker Kunst geht man einher, und würde nicht die Stimme des Fremdenführers an den Wänden widerhallen, so würde die sonst so geheimnisvolle Stille Phantasiebilder aus vergangenen Zeiten aufsteigen lassen. Aber der Zauber des Südens siegte über

solche Vorstellungen. Der frische Wind, der vom nahen Meere kommt, das unbeschreiblich klare Blau des Himmels und die Rauchfahne über dem Krater, dies alles bewegt den Naturfreund tief. Diese Wirklichkeit der herrlichen Natur lässt dem Geiste kaum Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen.

Der Aufstieg, Bodenbach Juli 1929

Lagunenstrolche

Als Wandermusikanten zogen zwei jugendliche Arbeiter nach Italien. Einer davon sendet uns nachstehenden Bericht.

Bis Ponte di Piave waren wir mit einem serbischen Bärenreiber gezogen. Die guten Zotteltierchen mussten vor jedem Hause auf den Hinterbeinen tanzen, die weilen sich die vierzehnköpfige Familie heiße Schlachten lieferte, die erst mit dem Erscheinen der Karabinieri endeten. So beschlossen wir denn, dem Herrn Direktor zu kündigen und ihm zu sagen, er möge sich ein anderes Orchester suchen.

Drei Tage später bestiegen wir in Mestre San Giuliano ein Fährboot.

Schäumendes Kielwasser zog an uns vorbei. Über dem matten Spiegel der Lagunen sahen wir in der Ferne Venedig. Mit pochenden Maschinen steuerte das Boot darauf zu. Plötzlich waren wir im großen Kanal. Weiße und braune Marmorpaläste starrten aus dem Grunde des grünen Wassers empor. Die Wellen trieben große Mengen fauler Südfrüchte an die Wände. Schmutzige Frachtenkähne bewegten sich ungeschickt vorwärts, oft stieß unser Boot daran. Flinke Motorboote eilten an uns vorbei, dazwischen glitten erhaben die Gondeln, schwarz mit metallenen Schnäbeln. Geschürzte Gondolieri bewegten

mechanisch die Ruder, ab und zu grüßten sie einander oder stießen wilde Früchte aus.

Unser Boot legte bei der Rialtobrücke an. Durch einen Wirrwarr fluchendet und spuckender Leute schoben wir uns mit den Rucksäcken in eines der nächsten Gläschen. Halb mitgerissen von der Menge standen wir mit einemmal auf einem kleinen Platze. Unser Gepäck drückte uns auf dem Buckel, so traten wir in ein Restaurant, um dortselbst abzulegen. Unser Barbestand war zerronnen, wie das Zechinengold im Laufe der Jahrhunderte. Den Wirt vertröstete ich und als ich ihm beim heiligen Markus geschworen hatte, das Gepäck bis zum Abend abzuholen, zogen wir los, mit der schnöden Absicht, uns eine Woche lang nicht sehen zu lassen. Nur Schlafsäcke und Waschutensilien nahmen wir mit uns. Am Abend pennten wir in der Nähe der Stazione auf einer breiten Lagunentreppe. Der Gesang der Gondoliere sang uns in den Schlaf.

Am Wege zu Markusplatze liegen unzählige Geschäfte mannigfaltigster Art. Bei einem solchen bleib ich stehen und schaute mit die ausgestellten Andenken an. Ohne Absicht trat ich mit meinen Nagelschuhen einem Manne auf die Fersen. Ich hatte nicht die Zeit, mich bei dem Monokelaffen zu entschuldigen, denn er ließ gleich eine Kanonade von Schimpfwörtern auf mich los, wobei ihm eine blonde Donna sekundierte.

„Schon wieder dieses Kandstreichergesinde – äh, finden Gnädigste nicht auch? Borniert, dieser Aufzug!“

„Tja, wirklich sie haben – also geradezu empörend ist das, so etwas gibt es in München nicht!“

Eine Frechheit, einem anständigen Landsteicher so etwas zu sagen. Trotzdem beherrschte ich mich, benahm mich höflich und spuckte ihm nur vor die Füße, was er mit einem graziösen Seitensprunge zu Kenntnis nahm.

In der Trattoria eines Griechen aßen wir Mittag. Er war der ausgemachtste Schurke, den je die klassische Sonne beschein, denn er betrog uns um die letzten Soldi.

Wir hoffen auf bessere Eindrücke.

Auf der Piazza San Marci atmen wir etwas freier. Reges Treiben, kunterbunt und interessant. Hungrige Tauben, schreiende Händler, weiße Matrosen, bebaedekerte Spießer aus Germanien, Hochzeitsreisende aller Nationen. Mitten auf dem Platze liegt mangels eines Stativs ein deutscher Tippler; seine Kamera hat er auf den Dom gerichtet.

Im Schatten der Prokurazien lassen wir uns nieder, um auf einige Minuten der höllischen Hitze zu entgehen. Dann wandern wir vorbei an den Tischreihen der Cafés auf der Piazzetta.

Am Quai landen die Gondeln. Frischverheiratete und stark Verliebe besetzen sie den ganzen Tag. Eng aneinandergeschmiegt, mit ihrem tauberhaften Getue, verhunzen sie den letzten Rest venezianischer Romantik. An der Lagunentreppe der Riva degli Schiavoni halten wir Mittagsrast. Eine Gondel kommt heran. Nochmals aufstehen, deutet und der Rampino und droht uns mit dem Haken.

Der Bissen im Munde blieb mit stecken, denn aus der Gondel stieg der isarathenische Halbidiot mit dem Liebfrauenmlichgesicht, hinter ihm die Bavaria mit dem hochgeschlossenen Kragen.

Es ging dem Abend zu. Ein Kunde hatte uns von der Heilsarmee erzählt. Nun standen wir vor dem Hause des Kommandanten. Er war Arzt. Er sollte ein Franzose sein und ein Philantrop. Ich begann eine französische Rede, die elendste, die jemals geredet wurde. „Monsieur, nous sommes pauvre, vous n'avez pas – weiter kam ich nicht, denn der Nachfahre Aeskulaps hatte die Tür

geöffnet und uns mit einer solennen Handbewegung hinausgeschmissen. Ein Hinauswurf bei der Heilsarmee mit dem Epitheton: „Fare il fascio“.

Heilarmee, Posaunenbläser. Ja, das sind die geriebensten Gauner oder die dümmsten Kälber. Bar jeden musikalischen Ehrgefühles stehen sie in den Straßen und singen fromme Lieder. Mit einem Auge schauen sie auf die Noten mit dem anderen zum Himmel.

Nach diesem Hinausschmisse piffen wir auf die Heilsarmee. Dann gerieten wir in ein Labyrinth von Gäßchen. Todmüde schliefen wir unter dem Portale von San Giacomo dall’Orio ein.

Der Tag mit seinem Lärm weckte uns allzufrüh. Halb verschlafen stiegen wir beim Fondaco dei Turchi in einen Stadtdampfer und fuhren nach der Rialtobrücke. Einige Tippler trieben sich bei San Marco herum, sie warteten, bis der Dogenpalast geöffnet wurde.

Gold, Purpur; Kostbarkeiten aus der Zeit der Republik lassen uns stillestehen und wundern. Elegante Stukkaturen Sansovinos schmücken die Decken der Säle, säumen die prächtigen Malereien. Dann stehen wir vor dem größten Gemälde. Fast ermüdend wirkt die Fülle der Phantasie in Tintoretts Paradies.

Um Mittag fuhren wir nach dem Lido, wo es Fascisten gibt, die auf die „anständige“ Kürze der Badehosen achtgeben müssen. Zwei Nächte schliefen wir im Sande.

O, es gibt nichts Schöneres, als sich von der Brandung der See einschläfern zu lassen. Nun war der Tag, an dem wir weiter wollten. Der Wirt gab uns anstandslos unsere Rucksäcke und an einem Spätnachmittage marschierten wir gegen Padua. Trotz Heilsarmee und anderen Dingen bot uns Venedig mehr als wir erwartet hatten.

Der Aufstieg, Bodenbach August 1930

Tippler im Süden

Der Hass gegen alles Fremde wurde nach dem Bombenattentat am 11. September 1926 auf Mussolini so deutlich fühlbar, dass wir es vorzogen, der empörten Roma den Rücken zu kehren.

Auf der alten Appischen Straße wandern wir nach Albano. Die ganze Gegend gleicht einem üppigen Weingarten. Einige Tage verbrachten wir in den Albanerbergen. Wenn die Mittagshitze zu arg wurde, eilten wir an den Strand des wunderschönen Nemises. Die kleine Abkühlung in der klaren Flut machte und wieder frisch. Eines Morgens stiegen wir herab von den Bergen in die endlos scheinende Ebene der Pontinischen Sümpfe.

Überall Schilf und Rohr, gelbfarbig von den sengenden Sonnenstrahlen. Als ob die Sonne doppelt brannte, war es hier. Die Luft stickig heiß und eine unheimliche Stille. Auf der schnurgeraden Straße lagen schwarze Schlangen und sonnten sich in der Glut. Hunderte Eidechsen flüchteten in ihre Löcher am Straßenrande. Träge wälzte sich ein Fluss neben der Straße. Mit großem Geplätscher springen Scharen handgroßer Frösche hinein und als wir einmal nähertraten, glitt der eklige schwarzglänzende Leib einer Sumpfschlange in das Wasser. Wo Sand oder Lehm ist, dort krabbeln Schildkröten und anderes Sumpfgetier herum. Ehe wir unseren brennenden Durst löschen können, müssen wir erst das ganze Gewürm verjagen. Stundenlang trafen wir keine Menschen.

Eines Abends kamen wir auf eine Malariastation, der Arzt warnte uns vor dem Genuss des Wassers, aber tags darauf, als die Mittagsglut unsere Kehlen ausgedorrt hatte, stürzten wir uns zur nächsten Sandbank, wo wir das Sumpfwasser gierig tranken. Keiner dachte an das Fieber.

Nach Tagesmärschen hatten wir die öde Sumpflandschaft hinter uns. In Terracina kamen wir ans Meer. Hier genossen wir seit Spezia und Viareggio wieder einmal die Freuden eines Seebades.

Eines Abends leuchteten an einem Berge die Lichter einer Stadt. Nach der Karte musste es Monte San Piaggio sein. Der Aufstieg in der Finsternis, auf dem steinübersäten, mit hohen Kakteen gesäumten Wege war furchtbar. Als es uns zu steil wurde, warteten wir auf einige Tragtiere, deren Treiber schon weit voraus waren. An den langen Maultierschwänzen ließen wir uns eine halbe Stunde lang bis zur Stadt hinaufziehen.

Elende Häuser, engwinkelige, unbeleuchtete Stiegegäßchen – ein rechtes Räubernest. Wir suchten die Gendarmeriestation auf, um dort zu schlafen. Der Kommandant war nicht zu Hause. Dafür fanden wir ihn in der nächsten Weinkneipe, wo er dienstlich einen Liter Wein nach dem anderen auf die Beschaffenheit erprobte. Er war in Geberlaune, bezahlte uns Wein und Nachtmahl, alles dienstlich, wie er uns versicherte. Dann erzählte er uns, dass er leidenschaftlicher Geldsammler sei. Ob wir ihm tschechisches Geld für italienisches eintauschen würden? Mit Freuden gingen wir darauf ein, wobei wir den Kurs der Lira so tief herabdrückten, dass darob n sämtlichen italienischen Börsen furchtbare Paniken ausgebrochen wären. Frühmorgens, als noch der Tau auf den Orangenbäumen lag, machten wir uns aus dem Staube und bevor der Gendarmeriehauptling seinen Mordsrausch ausgeschlafen hatte, lag das Nest weit hinter uns. Drei Tage später fuhren wir auf einem Melonenkarren in Neapel ein.

Als wir die schöne Golfstadt unter und liegen sahen, waren die Strapazen der ganzen Fußtour vergessen. Einer von uns sagte: „Es hat sich hundertfach verlohnt.“

Weit zogen sich die Häuser hin, bis zum Possilip, bis Castellamare. Aus dem Krater des Vesuv stieg eine Dampfwolke hoch empor und zog sich in einem langen Streifen gegen Westen. Weit drüben ragten aus dem Meeresblau die Felsen von Capri, im Süden aber leuchteten aus dem Grün der Steilküste die weißen Villen von Sorrent.

Bald sahen wir die Kehrseite. Was das Panorama Neapels an Schönheit hat, das birgt ein Labyrinth enger Gäßchen und Plätze an Elend und Schmutz an sich.

Wer mit siebzig Kronen (9 Mark) von daheim fortgeht, dem bleibt nach einer Reise von 3000 Kilometer nicht viel übrig. Wir beschlossen, das Konsulat aufzusuchen. Eine Stunde rannten wir durch unbekannte Gassen. Endlich war es gefunden. Wir läuteten, warteten eine halbe Stunde und wurden dann vorgelassen. Man gab uns einen Zettel zum Unterschreiben. Hierauf klirrten die Tresorschlüssel und der Beamte reichte uns 20 Lire mit einer Miene, als hätte er uns noch viel zu sagen. Da wir aber die Konsulatsratsschläge schon von früher her kannten, sagten wir danke, rutschten mangels eines Aufzuges über sechs Stieggeländer und bevor der Portier Zeit zum Fluchen fand, waren wir längst auf der Straße.

Oft streiften wir im Hafen umher, sahen den Fischern zu, die ihren Abendfang in Sicherheit brachten und dazu im Chorus schriller Stimmen ein monotones Lied sangen. Da schwammen große Ozeandampfer, deren Ladungen mittels Elavatoren und langarmiger Krane gelöscht wurden. Segelschiffe trugen Berge von Johannisbrotfrüchten und über die schwankenden Stege wurden schwere sardinische Käse gerollt. Am Lande stehen die unbändigen Ochsenkarren. Schwer beladen kommen sie aus dem fernen Abruzzen, aus den Sabiner- oder

Albenderbergen oder aus dem öden Calabrien, um ungeheure Mengen von Holzkohle, Rohr aus den Sümpfen, Kastanien, Tomaten, Paprikaschoten und Artischocken in die Hafenstadt zu bringen.

Zwei Deutsche trafen wir nach kurzer Zeit. Einer war Bremer, der andere Rheinländer. In unseren Wanderjoppen fielen wir überall auf. Der von der Wasserkante machte sich in ehrlicher Entrüstung über die neapolitanische Unreinlichkeit Luft, nur der gute Rheinmensch wollte nicht daran glauben, dass die Bevölkerung sich im Schmutz wohlfühle, bis ihn eines Tages der aus einem zweiten Stockwerke niedergehende Inhalt eines Nachtgeschirrs davon überzeugte.

Urwüchsiges Leben herrscht in den schmalen Gassen mit den hohen Häuserreihen. Wäsche von zweifelhaftem Weiß hängt über der Straße. Die Fenster sind mit Knoblauch- und Zwiebelkränzen behängt, dazwischen leuchtet das Gelb der Maisbündel. Obst gibt es an jeder Haustüre. Unablässig tropft es von den Wäschestücken auf die Früchte herab. Über balgende Jungs stolpert man. Korallenhändler schwenken einem unaufhörlich ihre rotten Ketten vor der Nase herum, phantastische Preise nennend, um schon in den nächsten fünf Minuten zwei Drittel davon nachzulassen. Auf den Plätzen kauft man frutti di mare: Muscheln, Schnecken und dergleichen Appetitdinge. Vor den Türen saßen keifende Weiber, suchten ihren Lieblingen gewisse Insekten vom Wuschelkopfe, um sie dann in weitem Bogen auf die Straße zu werfen, wo sie in den Fellen der herumliegenden Ziegen und Hunde ihr weiteres Dasein fristen konnten. Eine andere nahm eben ihren Säugling von der Brust und küsste ihm voll heißer Mutterzärtlichkeit jenen Körperteil, unter den die deutsche Mutter in gewissen Momenten einige Windeln legt.

Das laute Straßenleben machte uns oft ganz verwirrt. Ab und zu mussten wir eine Bande schmieriger Rangen vertreiben, die sich handgreiflich für den Inhalt

unserer Rucksacktaschen interessierte. Um die Mittagszeit rennen einem unzählige Zeitungsjungen fast über den Haufen. Dann wird das Geschrei ohrenbetäubend, denn jeder Junge hat seinen eigenen Ausruf. Zu Dutzenden hängen sie dann an den Straßenbahnwagen und keinem Schutzmanne würde es einfallen, sich darum zu kümmern. Die umherziehenden Obsthändler mit den schwer bepackten Eseln lassen überall ihre langgezogenen, unverständlichen Rufe ertönen, dann kommt wohl hie und da aus einem Fenster ein Körbchen geschwebt, in welches der Mann das Gewünschte legt.

Der Aufstieg, Bodenbach September 1930

Tippler im Süden

Wohl eines der traurigsten Kapitel Neapels ist das der vielen elternlosen Kinder. Betteln ist ihnen Bedürfnis. Aber auch bessergestellte Kinder strecken dem Fremden die Hand hin, um Soldi zu fordern. Der Schrei nach Soldis tönt in Neapel überall, Tag und Nacht: die Bettler stimmen ihn an, Droschkenkutscher, Obsthändler, Fremdenführer und Portiers, Krüppel und Dirnen, ja sogar die Soldaten fallen in den traurigen Sang ein. Aber der Schrei der Kinder geht dem Wanderer aus dem Norden am meisten zu Herzen. Sie sind die Ausgestoßenen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Abends hocken sie in den Nischen, die sie schon seit Jahren als ihr Bett betrachten.

Die Arme um die Knie geschlungen, den Kopf draufgelegt, das ist der Schlummer der Elternlosen. Oft gehen sie mit alten Musikanten, um unter den Fenstern ihre Liedlein ertönen zu lassen. Prächtige Stimmen haben die Kleinen oft. Eines Abends saßen wir im Hafenviertel vor einer Makkaroniküche. Es war an einer Kreuzung jener schmalen Gassen. Zwei Kastanienröster standen sich an den Ecken gegenüber. Einer von ihnen hatte sich einen etwa zehn Jahre alten Straßenjungen als Sänger engagiert. Noch nie zuvor hörte ich eine so reine, mit so wohlklingendem Tremolo verzierte Stimme eines Kindes. Wir lauschten

gespannt. Passanten blieben stehen und der Mann mit den Kastanien machte gute Geschäfte. Aber der erbitterten Konkurrenz auf der anderen Seite wurde die Sache zu dumm. Er nahm eine brühheiße Kastanie warf sie dem kleinen Tenor an den Kopf und ehe wir lachen konnten, was der Kleine heulend verschwunden.

Singen scheint dem Neapolitaner überhaupt große Freude zu bereiten. Oft klingt in den einsamen Gässchen noch in später Nacht ein sehnsüchtiges Lied; inzwischen lauscht ein anderer, um dann aus dem Stegreif mit heller Stimme zu antworten, bis in ihrem Schlafwinkel die Augen zugefallen sind. Wenn sie auch manchmal Spottgesänge aufeinander loslassen oder sich in wilder Prügelei bekämpfen, so sitzen sie einige Minuten später schon wieder bei einem Spiele beisammen. Beim Moraspiel geht es oft heiß her. Wer aber den Süden kennt, weiß, dass es sich bei dem fürchterlichen Geschrei nicht um einen Mord, sondern um ein harmloses Spiel handelt.

Zum Lernen zwingt sie niemand. Es fiel ihnen auch gar nicht ein, ihre kostbare Freiheit mit dem Schulzimmer zu vertauschen. Nahrung finden sie überall. Was an Speiseresten nicht gerade auf der Straße liegt, das stehlen sie sich irgendwo. Nennen sie mal einige Soldi ihr eigen, dann kaufen sie sich in einer Garküche die langersehnte Makkaronimahlzeit und freuen sich über den Luxus, von einem Teller essen zu können. So betteln und stehlen sich die Ragazzi durchs Leben, meist lustig, oft traurig und unschuldig verachtet, bis sie einst als zerlumpte Bettelleute, alt und gebrechlich, vor den Kirchentüren stehen.

Einige Tage trieben wir uns noch unter den Armen herum, sprachen mit ihnen, fühlten mit ihnen, sind wir doch selbst arme Kerle. Wenn der Mittag kam, ließen wir uns bei einem Makkaronikoch nieder. Der gute Mann war in der Zubereitung seiner Speisen nicht sonderlich appetitlich. Wenn er aus den Kisten die Teigröhrchen in den dampfenden Kessel schüttete, da rutschte wohl öfters mancher Schmutz mit hinein. Eines Tages beschlossen wir auf den Vesuv zu gehen. Wir berechneten, dass wir bei sofortigem Aufbruch um 1 Uhr morgens

auf dem Gipfel anlangen würden. Bis gegen Abend wanderten wir durch die Vorstädte, sahen vieles Neue und als wir den Lavaström von 1885 überschritten hatten, ging der Tag zur Neige, die Sonne sank und übergoss das Meer mit flammendem Rot. Es war schon Nacht, als wir bei einem einsamen Gasthause ankamen, dessen Besitzer uns unterwegs seine Führerdienste angeboten hatte. Er kredenzte uns schweren Vesuvwein und wir gerieten in heiterste Laune. Plötzlich erschallte am Berghange unter uns ein deutsches Lied; es waren drei junge Wiener auf der Walze. Wir stiegen bis zum Observatorium, trafen hier auf das Küchenpersonal des nahen Vesuvhotels und nun ging erst ein Trubel los. Wir ließen uns im Wartesaal der Vesuvbahn nieder. Kein Mensch kümmerte sich um uns, nur ab und zu blickte der Herr Stationsvorstand verstohlen zum Fenster herein. Der feurige Wein tat seine Wirkung, wir packten unsere Instrumente aus und bald glich der Wartesaal einer Grinzinger Heurigen-Schenke.

Eine Stunde nach Mitternacht begann der weitere Anstieg. Von der unteren Seilbahnstation war es noch ein gutes Stück Weg. Erst fertigten wir die unverschämten Führer ab. Wir gaben ihnen 15 Lire und dann ging uns einer mit einer Laterne voran. Jetzt sahen wir schon den Feuerschein aus dem Krater leuchten, das unterirdische Donnern wurde immer stärker und um halb 3 Uhr nachts kamen wir am alten Kraterrande an. Tief unten säumte ein Kranz von aber tausenden Lichtern den Golf von Neapel. In dieser Nacht war ein neues Kraterloch entstanden, so dass wir den Anblick eines kleinen Ausbruches genießen konnten. Es fauchte uns spuckte aus dem Krater, schwere, glühende Schlackenstücke flogen in hohem Bogen in die Luft und fielen wie ein feuriger Sprühregen in die Asche des Kegels. Aus dem feurigen Schlunde blies der Vulkan riesige Dampfwolken, die von der Glut im Innern des Berges so hell erleuchtet waren, dass wir einander erkennen konnten. Wir kletterten nun in den alten Krater hinab. Der Abstieg war beschwerlich. Aus den vielen Erdspalten stiegen heiße gelbe Schwefeldämpfe auf und nicht weit von uns fielen die

glühenden Steine, die der Feuerberg in die Luft schleuderte, nieder. Als wir nach einer Stunde wieder oben ankamen, stieg der neue Tag über das wilde Appenninengebirge herauf. Tiefblau breitete sich das Meer in der Morgenfrische aus, ein Ozeandampfer fuhr langsam in den Golf ein und ließ zwei lange Streifen hinter sich. Hier oben zeigt sich die Natur in ihren schärfsten Kontrasten. Man schaut hinaus in den Glanz der Meeresferne auf die Städte, die sich an der Küste hinziehen, auf die fruchtbaren Weinberge und Orangenhaine. Alles ein Bild ewig farbiger Schönheit, doch wenn man sich umdreht, schaut man in den Feuerschlund des Vulkanes, der in ungeahnten Augenblicken seine Gewalt entfesselt, seine Lavaströme verheerend durch die Dörfer fließen lässt und den Tag zur Nacht verwandelt...

Der Aufstieg, Bodenbach September 1931

In der Bergrepublik San Marino

Wie sonderbar doch: ein Land mit einem Millionenvolk erzittert unter einer Gewaltherrschaft – la bella Italia: mitten in diesem Lande aber haust ein freies Volk in seiner Republik. Unberührt von den Kämpfen anderer Staaten, lebt der Bergstaat der Sanmarineser ein friedliches Dasein.

San Marino steht unter dem „Schutze“ Italiens, hat jedoch seine eigene Verfassung. Es wählt seine Staatsmänner selbst und unterhält ein „Heer“ von etwa hundert Soldaten, das zugleich Polizei und Gendarmerie ist. Die Stadt- und Staatswürdenträger tragen einen langen Talar mit weißem, bauschigem Kragen und ein Barett mit roter Feder. Die Bauern sind steuerfrei, nur reiche Klöster und Adelige mit Großgrundbesitz zahlen Staatsabgaben.

Das Land hat etwa dreitausend Einwohner, man kann es in wenigen Stunden durchwandern. Der Großteil gehört dem Bauernstande an. Althergebrachte

Hauswirtschaft machen ihn nur zu geringem Teile von der Industrie Italiens abhängig.

Auf gigantischem Fels gebaut, von gewaltigen Mauern umgeben, liegt San Marino. Eine schier endlose Serpentinstraße führt vom Adriatischen Meere, von Rimini, hinauf in die Bergwelt der Apeninnen, auf den Monte Titano, dessen zerklüfteter Felsrücken die Hauptstadt der Republik trägt.

Ein altes Stadttor bietet Einlass. Nachts wird es geschlossen, wie dies hier schon im Mittelalter Brauch war. Steile, enge Gässchen steigen wir empor, bis zur Piazza. Sauber wie das ganze Städtchen, ist auch der Platz vor dem Regierungsgebäude. Und unten liegt das fruchtbare Wein- und Ackerland ausgebreitet, weiße Straßen ziehen sich wie Adern hindurch. Drüben in der Ferne leuchtet das Meer im schönen Blau. Städte ziehen sich an der Küste hin, die man bis weit nach Norden als feinen, dunklen Streifen erkennen kann. Noch großartiger ist die Aussicht vom Schutzwall der Festung und von ihren Wachtürmen. Man hat den Eindruck, als wären sie erst gestern gebaut worden. Keine Kanonen stehen hier verborgen, denn das Ländchen hat keine Feinde, außer die reichen Reisenden. Sie sind es, die in diesem ehrlichen, gastfreien Völkchen, Nichtstuerie und Betrugslust erwecken werden. Wenn Unzufriedenheit, Prellerei und andere Untugenden unter den Leuten einmal Platz greifen werden, so tragen die verschwenderisch mit Geld herumwerfenden Vergnügensreisenden allein die Schuld daran. Da San Marino weitab von der großen Reiseroute liegt, wird das für einige Jahre noch sein Glück sein, denn die Sanmarineser werden weiter ihr Leben in Zufriedenheit führen können.

Ein Bauer sagte mir: „Wir ackern unser Feld, wir bauen unseren Wein und sind zufrieden. Nicht mit zehn italienischen Königreichen möchte ich tauschen.“ Sie wollen von der Außenwelt nicht viel wissen. Deshalb murren sie auch, weil Mussolini in ihr Land bauen lässt. Es arbeiten aus Trotz nur wenige Sanmarineser daran mit. Zu neunzig Prozent sind die Bahnarbeiter aus Italien.

Zur Zeit der Weinernte werden unzählige Butten großer Trauben in die Bauernhöfe getragen, wo man sie mit den nackten Füßen zu einem Brei zerstampft, aus dem der Saft dann in die großen Gärfässer geschöpft wird. Für zwei Kilo der süßen, aromatisch-duftenden Trauben bezahlten wir eine Lire. Aber auch alles andere ist bedeutend billiger als in Italien „drüben“.

Berühmt und spottbillig sind die Weine, welche die Bauern selbst kelterten. Für fünfunddreißig Pfennige (oft bezahlt man noch weniger) bekommt man einen Liter des herrlichsten Weines.

Man müsste wohl längere Zeit unter diesem Volk leben, um die vielen Eigentümlichkeiten seines Landes ganz zu begreifen. Wer aus dem hastigen, ermüdeten Leben der Industrieländer kommt, der sieht mit Neid das Glück und die Sorglosigkeit dieses Völkchens.

Als wir nach einigen Tagen wieder am Adriastrand entlang wanderten, sahen wir noch lange das Felsmassiv der Republik herüberschauen. Erst hinter Cattolica, wo wir in die Berge stiegen, verschwand es unseren Blicken. In diesem Augenblick drängte sich der Gedanke auf, dass es wohl nicht mehr allzulange dauern wird, bis die Zufriedenheit des kleinen Bergstaates im Strome der Zeit untergehen wird.

Der Aufstieg, Bodenbach November 1931

Quer durch die Abruzzen

All die schönen Täler Italiens, die ich durchwanderte, übertreffen nicht das Abruzzental, das Tal des Vomano. Das Massiv des Gran Sasso war mein ständiger Begleiter auf der Straße von Teramo nach Aquila. Seine Gipfel leuchten wie Schnee in der Sonne. Oft wird das Tal anmutig wie eine Almlandschaft, dann wieder zerklüftet, zerrissen und unheimlich düster. In hunderten Windungen zieht sich die Straße empor, eingehauen in Felsen und

über Viadukte führend. Die Sonne brennt unbarmherzig auf den weißen Staub und je höher man kommt, desto heißer wird es. Das Rauschen des Vomano erreicht diese Höhe nicht mehr, man sieht nur noch wie er in der Tiefe sein Wasser durch Felsenengen und über Steingerölle stürzen lässt.

Herrlich ist diese Bergwelt und ihre wilde Schönheit. Schönheiten sind auch die Bewohner, ein rassiger Volksstamm. Kraft und Schönheit zeigen die Bewegungen der Abruzzemänner- und Frauen. In den jahrhundertalten Häusern herrschen patriarchalische Sitten und uralte, malerische Volkstrachten sind noch heute Sonntags- und Wochenkleider, besonders bei den Frauen.

Auch die geschichtliche Vergangenheit der Abruzzeprovinzen ist groß. Als in der Antike die Latiner in das ebene Latium hinabzogen, festigten die Sabeller ihre Abruzzensitze noch mehr und schickten ihre jungen Scharen vom Hochplateau des Aternus hinaus in die Provinzen Süditaliens. Die verheerenden Stürme der Geschichte taten ihnen nicht allzuviel an: wenn auch durch die römischen Kriege, durch die Einfälle Theoderichs, der Byzantiner, Normannen und Sarazener und viele andere Raubzüge stark dezimiert, hat sich der Volksstamm bis auf den heutigen Tag erhalten.

Berühmte Geburtsstätten der Kunst und die Abruzzener ebenfalls. Die Künstlerschar der Abruzzener ist nicht klein. Meister Nicola da Guardiagrele Goldschmiedewerke sind bis weit über Italiens Grenzen bekannt. Kein zweiter verstand es wie Paolo Michetti sein Land und seine Landsleute im Bilde festzuhalten.

Und der Charakter dieser Abruzzener? Ist er wirklich so räuberhaft, wie man es oft hört? Bauern haben uns, mich und meine Gefährten, bewirtet, so gastfreundlich, dass wir überrascht waren. Der beste Wein aus dem Keller wurde geholt. Trauben, Käse, Brot, Feigen und Olivensalat hatte die Bäuerin auf den gedeckten Tisch gebracht. Wie sie sich freuten über unseren Appetit, wie sie bei jedem Bissen, den wir in den Mund schoben, im Chor lachten, weil wir für vier nur eine Gabel hatten. Alle angedichtete Räuberromantik zerfloss

angesichts dieser Prachtmenschen in ein Nichts. Waren diese Männer und Frauen, die man aus dem ganzen Dorfe holte, um uns zu zeigen, nicht wie Kinder, allen grundslechten Einflüssen fern? Ja, sie waren es und blieben es, solange wir in ihrem Lande wanderten. Es blieb nicht bei dem einen Beispiel der Gastfreundschaft. Jeden Tag genossen wir sie auf neue. Kein Tag brachte uns eine Enttäuschung an dem Abruzzenvolke. Wir fühlten uns in den wildzerklüfteten Bergen so geborgen wie zu Hause. Selbst dann, als wir einmal, weitab von menschlichen Behausungen in einer Bergschlucht nächtigten und auf der anderen Flußseite ein Wolfspaar sein heiseres Gebell hören ließ.

Als wir nach Marucci kamen, umringte uns gleich die halbe Einwohnerschaft und stellte dutzende naive Fragen. Als ich die Leutchen geknipst hatte, verlangten sie von mir, dass ich die Bilder auch gleich herausnehmen sollte.

Von Awuila begann eine furchtbar strapaziöse, aber auch wunderschöne Wanderung nach Rocca di Mezzo und Celano.

Celano war ein kleines Erlebnis für sich. Irgendein Heiliger oder eine Heilige wurde da gefeiert. Festesfreude herrschte in den Straßen, Musik ertönte und ein Gemisch von Händlern und Jahrmarktgauklern hatte auf der Piazza ihre Buden errichtet. Und diese Musikkapelle! Die war einfach ein genialer Trupp. Ohne Noten spazierte sie durch die Stadt und spielte dabei die Rigolettoouvertüre mit einer Hingabe, mit einer künstlerischen Feinheit, als säße sie unter Toscaninis Leitung in einer Oper. Der Dirigent marschierte vorn, seinen Kunstjüngern den Rücken zugekehrt, und schwang meisterhaft den Taktstock. Wir waren begeistert von solcher „Marsch“musik. Mühsam schoben wir uns durch die freudestrahlende Menge, bekamen Wein angeboten, getrocknete Feigen in die Taschen gestopft, wurden bei diesem und jenen Hause hineingewinkt und bekamen – Wein zu trinken. Eine Marktmatrone schob uns jeden eine große Melone unter den Arm und nicht ein einziges Mal sagte man das in Italien so übliche „pagare“.

Staubiges Marsenland durchwanderten wir von Celano, kamen nach dem erdbebenzerstörten Avezzano, das am ausgetrockneten, schon seit Claudius Zeiten urbar gemachten Becken des Fucinersees liegt. Dann stiegen wir von Tagliacozzo hinauf in eine trostlose Berglandschaft.

Wir sahen einen Bauern, der das bisschen Erde zwischen Felsblöcken umackerte, Erde, die steinig war und in die der hölzerne Pflug kaum eindrang. Zehn Quadratmeter umzuackern, war eine höllische Arbeit für Mensch und Tier. Die Sonne brannte unbarmherzig auf die Kalkwände, versengte alles was da wuchs, ob Gras, Distel oder Kartoffel. Alles schmachtet hier oben nach Wasser, Mensch und Natur. Nur tief unten, wo sich im Frühjahr das Wasser des Schnees etwas sammelt, stehen einige Weiden und grünt es ein wenig.

Über Colli di Montebovi, wo sich Schweine, Hühner, Esen und eine Kinderschar auf der zwei Meter breiten „Hauptstraße“ tummelten und wo die Menschen in finsternen Löchern hausen, kamen wir endlich wieder hinab in die Korkeichenwälder von Carsoli.

Das Teveronetal nahm uns auf. Zypressenwälder, Ölhaine und Weinberge umgaben uns und machten uns nach dieser kurzen Einödenwanderung am Vormittag wieder froh gestimmt.

Eines Abends kamen wir in die alte Römerstadt Tivoli im Sabinergebirge. Nach diesem strapazenreichen Abruzzenmarsche befiel uns hier plötzlich eine tiefe Müdigkeit. Unter einem Ölbaum an der Berglehne, den Lichterglanz Tivolis unter uns, machten wir eine Lagerstatt zurecht.

Weit in der Ferne verbreitete sich ein bleicher Schein – das unsterbliche Rom grüßte uns.

Der Aufstieg, Bodenbach Juli 1932

Septembertage auf Capri

Meereseinsamkeit umgibt uns. Von einem wacholderbewachsenen Felsplateau schauen wir auf das Wasser, in dem sich der Vollmond spiegelt. Hier oben bleiben wir zur Nacht. Das Bett vermissen wir nicht, denn auch das wenige Gras ist ein bisschen weich, zudem hatten wir heute unser letztes Geld dem Schiffer gegeben, der uns dafür in seinem Kutter auf diese herrliche Insel mitnahm. Wir hatten genug von dem hastenden Neapel.

Im Morgengrauen stehen wir schon auf den Felsen. Warten auf die Sonne. Da – mit einem Male hascht ein Lichtstrahl übers Meer, langsam steigt sie über Salernos Berge herauf. Erst purpurn, dann blendend weiß. Tief unten rauscht das Meer. Ganz in unserer Nähe singt eine Nachtigall.

Weltentrückt, weit weg von den Menschen, steht der Wanderer hier oben und fühlt die ganze Größe und Herrlichkeit der Natur, die eben ihre Fackel entzündet hat, die den neuen Tag brachte.

Weit wie das Meer ist meine Seele. Spürt man überhaupt noch die Hülle des Körpers? Als wäre sie fortgetragen von einer Göttin scheint es.

Wie eine Aphrodite ist dieses kleine Eiland. Licht und Blumen legt sie um sich und ein tiefes Fluten azurener Wogen. Helle Begeisterung steigt in mir auf.

Zu einem einsamen Felsen sind wir hinabgestiegen. Kein Mensch weit und breit. Wir baden nackt. Den albernen Sittlichkeitslappen haben wir im Brotsack gelassen. Um wieviel ist es doch schöner, wenn der Körper ganz und gar vom Salzwasser benetzt wird.

Mächtige Klötze von Tuff kreuz und quer. Das Meer wäscht stetig daran, gräbt Höhlen oder glättet ihn wie Glas. Heute ist es fast ruhig, ganz leise murmelt es nur, als wollte es sagen: ich kann auch stürmisch sein! Ich habe es auch dann lieb, wenn es wild ist, an die Felsen donnert, weiße Gischt spuckt und sein Rauschen wie fernes Erdbebenrollen klingt.

...wieder glitzert heller Mondschein über dem Tyrrhenischen Meere. Sardinenschwärme machen das Wasser leicht erzittern. Gleich einem mächtigen Lichtkegel liegt der Schein auf der Fläche. Jetzt kommt eine kleine Wolke gezogen, ihr Schatten huscht leicht über die gekräuselte Flut.

Mein Freund der Oberschwärmer, fängt an zu deklamieren. Wohin geht ihr? Was treibt euch so eilig vorwärts? Ihr lauscht der Welt aus der Ferne, ihr kennt kein Weilen, warum das alles? Vom Mond zur Sonne geht eure Bahn, vom Tag zur Nacht und wieder in den Tag zurück. Wären doch viele Menschen so wie ihr. Hinziehen über die Herrlichkeit des Erdballes und sattgetrunken in der Pracht, befruchtend sein wie euere Regentropfen.... Jetzt wird er unterbrochen, ein Wachtelschwarm fliegt ängstlich piepend über unsere Köpfe und fällt müde in die Felsennischen. Die weite Reise hat sie ermattet.

Capri hat viel Fremdenwelt. Vergnügungsreisende hat aber Venedig und Florenz mehr. Glücklicherweise. Manche von diesen Menschen sind abstoßend. Mir scheinen sie wie eine müßige Legion von Rentenempfängern, die schuld daran ist, dass durch ihr Herumwerfen mit Banknoten eine rückgratlose Klasse von Menschen entstand, die sich in ihren untersten Schichten zu Prellern und Betrügern an diesen großen Betrügern entwickelt hat. Die verschwenderische Art dieser Reisenden ist daran schuld, dass der Fremdenerwerb derart entartet ist. Für die hohen Werte des Reisens sind sie unempfänglich. Für das proletarische Reisen hinderlich ... und warum wandert und reist der Arbeiter, der geistige und manuelle, weil die ganze Welt seine Heimat ist? Draußen in der Welt wird er ein fühlender und denkender Mensch.

Gestern war Festabend, heute ist auch Festabend und morgen wieder. Die Capreser tragen Sonntagsstaat. Das Fest der heiligen Maria wird gefeiert. Hier, an der Marina und in Annacapri.

Kinder tragen lange Papiertrompeten mit großen Buschen in Nationalfarben. Am Haupttage war ganz Capri mit Trompeten versorgt, ob Kind, ob Greis, ob arm

oder reich. Schon um fünf Uhr morgens tönte das Tuten der unzähligen Pappinstrumente, und dauerte bis in die späte Nacht. Auf der Piazza. Friedlicher Wettstreit der besten Tenöre Capris hat eine zahllose Menschenmenge versammelt. Hat einer von ihnen geendet, bricht ein tosender Beifallssturm los. Händeklatschen, Zurufe, Trommelinstrumente und alles übertönend das Tuten hunderter Trompeten. Minutenlang ist es oft ohrenbetäubend, echt südliches Temperament.

Die Städtchen, der Hafen, die Gnadenkapellen am Monte Solaro und Tiberio sind mit Lampios geschmückt. Ein Fackelzug kommt mit lautem Tamtam von der Maria herauf zur Stadt. Blumenwagen fahren auf, Männer und Frauen, Fischer und Weinbauern in bunter Capreser Tracht sitzen drin und werden von dem begeisterten Publikum mit einem wahren Blumenregen überschüttet. Um Mitternacht wecken mich Böllerschüsse aus dem Schläfe, farbige Raketen steigen in die helle Mondnacht, können aber sein Licht nicht überstrahlen.

Das Wichtigste an dem Feste ist wohl das Trompetenblasen. Heute sind die Leute wie toll vor Freude...

3

Herausgeber: Thomas Oellermann, Seliger-Gemeinde e. V.
Gesinnungsgemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten
Oberanger 38, 80331 München
Prag, 2. Auflage 2016